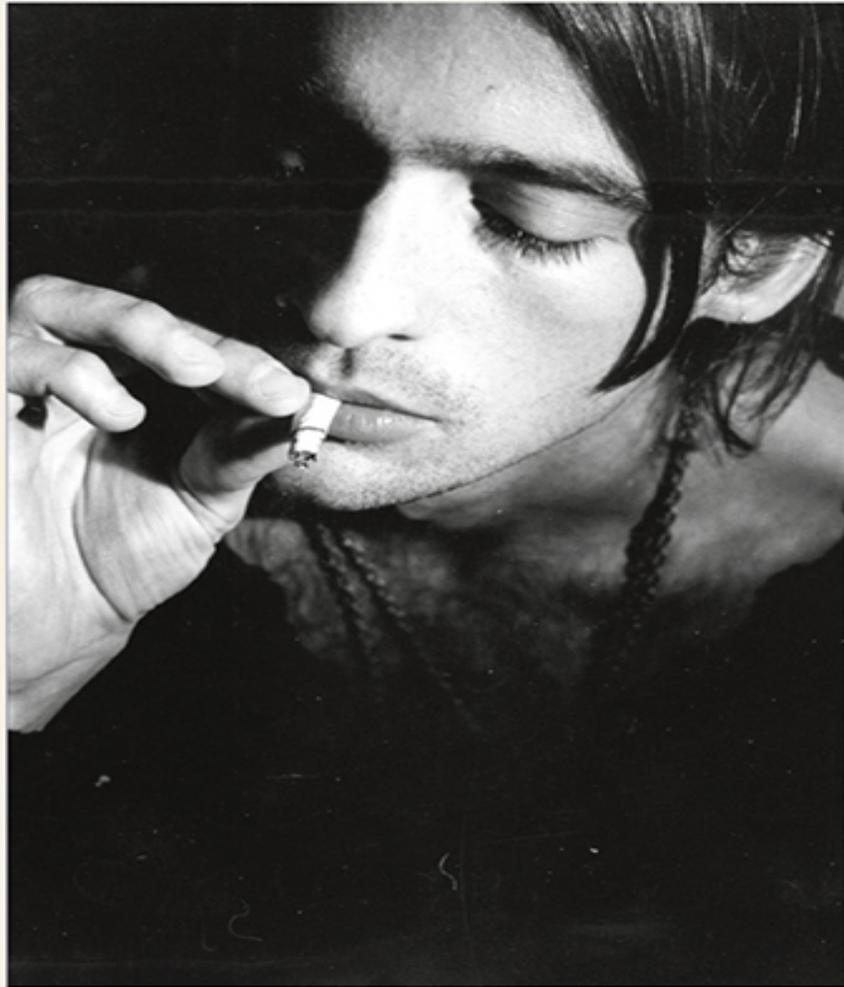


# MÄNNER

—  
Roman



Bernd Imgrund

## **Inhaltsverzeichnis**

Narben  
Den Rasen mähen  
Die Zigarrenkiste  
Die Schnapsfläschchensammlung  
Eingeschlafen  
Kieselkronen  
Nach London  
Drei Generationen  
Konrads erste Beerdigung  
Klein, dick, Brille  
40 er-Schleifpapier  
Zündhütchen  
Rogers Gedicht  
Pizzatörtchen  
Über Fußball  
Im Anfang war der Eierlikör  
Selbstbewusstes Auftreten  
Der stoische Stephan  
100 Euro  
Väter & Söhne  
Eine Runde Tipp-Kick  
Wenn der Enkel mit dem Opa  
Sturmreiter  
Samba pa ti  
Brief an einen jungen Mann

Werther, Woyzeck, Winnetou: Wenn Männer lieben  
Gabriela und die Saturn-Sonderangebotsbeilage  
Komm bald wieder, Junge!  
Die jungen Leute tragen jetzt wieder Hut  
Auf der Piste  
„Ich arbeite an mir“  
Nivea Creme  
Stiefelsilber  
Nenn mich nicht Johannes  
Unbedingt Umluft  
Gockel  
Drückeberger  
Jamie Müller  
Tinder-Kinder  
Herzlichen Glückwunsch  
Frank sucht eine Freundin  
Tlhutlh heißt Trinken  
Goethe, Werther, Vorwort der 2. Auflage nach all den  
Werther nacheifernden Selbstmorden  
Zeit ham wir genug  
Kneipe, Nordstadt, 23 Uhr  
Y-Chromosomer  
Fische und Phalli  
Der Bus mit den Schwedinnen  
Konsequenz  
Erbsendosen zum Beispiel  
Der Unterschied zwischen Männern und Frauen (I)  
Der Unterschied zwischen Männern und Frauen (II)  
Der Unterschied zwischen Männern und Frauen (III)

Der Unterschied zwischen Männern und Frauen (IV)  
Der Unterschied zwischen Männern und Frauen (V)  
Der Lauf der Dinge  
Ist was?  
Schwierig-  
Schwanzvergleich  
Heimwerker  
Drinking Männi Manni  
Eigentlich ganz einfach  
Runter mit der Hose  
Über Schwarz-Weiß-Seher  
Der grüne Vorhang  
Kneipe, Nordstadt, 20 Uhr  
Kneipe, Nordstadt, 22 Uhr  
Kneipe, Nordstadt, 2 Uhr 30  
Kneipe, Nordstadt, 3 Uhr morgens  
Protokoll einer Anzeige wegen Beleidigung und Übler  
Nachrede  
Ein Kelte  
Der kleine Heinz und der dicke Heinz  
Millionär werden  
Störche  
Der Hut  
Behalt deinen Hammer!  
Neckisch, hartnäckig, nackt  
Werther und der Don  
Endlich Burger  
Vlicht und Pfaterland  
Auf der Anti-Nazi-Demo

Geständnisse

Die weiße und die schwarze Kuh

Marion und Mareike

Luckis Parka

Charlys Onkel

Beige Jacke, rote Tasche, schwarze Stiefel

Die Würfler

Schmuggnnsnnn

Der alte Dachs

Das geizige Schneiderlein

Schmatz

In-ten-dan-ten

Höchstens Boccia

Würstchenstand am Kaufhof, 14 Uhr 30

Neulich in der Muckibude

Früher war alles (I)

Früher war alles (II)

Das erste Mal

Tanzen darf jeder

Nochmal um den Block

Sechzig Jahre

Der langsame Richard

Ein Sushi Club

Klosterfrau Melissengeist

Neulich vorm Krankenhaus

Der Papagei

Auf der Parkbank (I)

Auf der Parkbank (II)

Auf der Parkbank (III)

Im Wald  
Dünnbier und Arbeitskampf  
Altwerden  
Altwerden II  
Wandspruch  
Die Witwen vom Bürger-Eck  
Habe Nun Ach  
Kein Besuch  
Auf Freiersfüßen  
Frischmachen  
Die Insel  
Was ist das Leben?

## ***Narben***

Ich habe Marlene nie Nachlaufen spielen sehen. Dafür war sie wohl schon damals zu erwachsen. Vom ersten Tag an fand ich sie außerordentlich hübsch, vielleicht war ich sogar verliebt in sie. Soweit das mit sieben, acht Jahren möglich ist. Mit ihren fünf Brüdern wohnte meine Klassenkameradin im Unterdorf, dort, wo die Häuser sehr alt und sehr klein waren. Wie abgeschnitten klebte dieser Teil unserer Gemeinde am Fuß eines grünen Hügels, über dessen Kuppe die Hauptstraße verlief. Dunkler war es dort als bei uns in der Siedlung, auch feuchter. Mit dem Fahrrad dort unten aufzukreuzen, erforderte Mut, die Menschen ließen sich nicht gern begaffen. Im Sommer trugen die Männer Unterhemden, und man sah rauchende Frauen. Wenn es Winter wurde, roch das Unterdorf nach Braunkohle. Kam man von Weitem, von der Stadt her mit dem Auto zurück, zog am Himmel der gelbliche Rauch der Schornsteine auf. Wie im Western, wenn sich am Horizont das brennende Indianerdorf andeutet.

Während ich zu den Besten gehörte und in jenem Jahr sogar Klassensprecher war, schien Marlene die Schule völlig egal zu sein. Sie war schon im ersten Jahr sitzengeblieben, Zeugnis einer schier unglaublichen Leistungsverweigerung. Aber Marlenes Brüder, die Kluths, waren groß und stark, auch Marlene überragte mich um einen guten Kopf. Ihre Stimme klang rau, und sie sah immer ein bisschen müde aus. Ihre aschblonden Haare hatte sie stets zu einem losen Scheitel gekämmt, der ihr tief in die Stirn hing. Unter ihrem rechten Auge, parallel zum Bogen ihres Lids, verlief eine rötliche Narbe.

In jenem Sommer gastierte ein Zirkus im Dorf, die bunten Wagen lagerten auf einer Wiese im halben Hang, oberhalb

von Marlenes Haus. Die Vorstellungen hatten noch nicht begonnen, aber wir Kinder durften, um die Vorfreude zu wecken, schonmal über das Gelände streichen. Ich trug eine kurze Hose, vielleicht meine lederne mit dem Hirschhornmotiv. Die Wiese war uneben, ein aufgegebener Acker. Hier und da wölbten sich die bröseligen Reste vertrockneter Kuhfladen übers Grün. Blumen und Gras standen hoch, außer rund um den Pflock mit dem Lama. Die Sonne stach heiß und senkrecht herab, die Luft flirrte. Den stärksten Eindruck jedoch machte der Geruch der Tiere – wild und fremd und auf eine erregende Art furchteinflößend.

Wie ich hinter den Tigerkäfig geraten war, weiß ich nicht mehr. Plötzlich jedoch standen da auch Marlene und ihre Brüder. Hinter mir der Abhang gen Unterdorf, umringten sie mich mit einem Halbkreis. Ob ich wohl Angst hatte in jenem Moment? Ich glaube nicht. Die Szene war zu bizarr, zu weit entfernt von meiner Reihenhauswelt, als dass ich angemessen hätte reagieren können. Ich stand einfach nur da, als Marlene vor mich hintrat. Sie war sehr hübsch, ihre Narbe leuchtete rot, und dann gab sie mir eine Ohrfeige.

So plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, verschwanden die Kluths auch wieder. Späterhin hatte ich nie mehr mit ihnen zu schaffen, und auch Marlene beließ es bei dieser einen Abreibung. Damit war die Sache offenbar aus der Welt.

\*\*\*

## ***Den Rasen mähen***

**A**ndy Hofer konnte nicht zählen, als er zu uns in die dritte Klasse kam. Also drückte mir der Rektor einen Karton mit Spielgeld in die Hand und schickte mich während der Mathestunden in die Aula zum Zählenlehren. Andy schaffte es irgendwann von 1 bis 9, auch von 21 bis 29. Die 11, die 12, der Wechsel zur 13 und alle Zehnersprünge blieben ihm ein großes Rätsel. Ich fühlte mich elend, als die Sache schließlich abgeblasen wurde. Sämtliche Erwachsenen – der Rektor, das Lehrerkollegium, sogar meine eingeweihten Eltern – schienen mich für einen Versager zu halten. Nur Andy Hofer, lammfromm wie er war, trug mir nicht das Geringste nach.

**M**it Thorsten Vinkhorst geriet ich in einer großen Pause aneinander. Thorsten war zwei Köpfe größer als ich und stammte aus der Hochhaussiedlung am Ortsrand. „Schlag du zuerst“, sagte er, nachdem sich der Kreis der Mitschüler um uns geschlossen hatte. Den Blick auf Höhe seiner Brust, drosch ich wie ein Irrer auf seinen Bauch ein. Thorsten lachte, als er sagte: „Und jetzt bin ich dran.“

Der Gong rettete mich.

**I**m Fußballverein spielte ich mit Carsten Spill in einer Mannschaft. Sagen wir es so: Carsten war einer jener Spieler, die man nur mag, wenn sie zum eigenen Team gehören. Eines Tages, auf dem Heimweg nach der Schule, zeigte er zwei Mädchen seinen Schwanz. Carsten flog aus dem Club und bekam einen Eintrag ins Abschlusszeugnis der Grundschule. Später eröffnete er eine kleine Motorradwerkstatt, ich bringe bis heute meine BMW zu ihm.

**A**uf dem Weg zur Schule, an der einzige Ampel, traf ich oft auf Friedhelm Gräf aus der Parallelklasse. Er sah aus wie ein Mädchen, sprach und benahm sich so. Dementsprechend oft wurde Friedhelm vermöbelt, vor allem, als dann die Hochhaussiedlung bezogen war. An einem schneereichen Wintertag erschien Friedhelm nicht zum Unterricht. Er war verschwunden, hieß es. Abgehauen. Die Sause gemacht. Sämtliche Schüler mussten sich in der Aula versammeln, und der Streifenwagen vor der Tür hob - irgendwie - Friedhelms Ansehen mit einem Schlag von 0 auf 10. Vorn auf dem Podium sah ich Friedhelms Mutter, die furchtbar weinte. Wenn ich meine Eltern später fragte, was geschehen war, fuhren sie mir über den Mund. Das sei nichts für mich und bestimmt alles gutgegangen. Aber andererseits: Friedhelm war ja nicht wiedergekommen.

**D**ie gesamte Grundschule über war Wolfgang Hahn in meiner Klasse. Seine Eltern wirkten älter als unsere Omas und Opas, und sie sprachen in einem kaum verständlichen Dialekt aus den ehemaligen Ostgebieten. Als Wolfgang sich, im dritten Schuljahr, an seine erste Geburtstagsparty traute, lud er die gesamte Klasse ein. Ich war der einzige, der kam. Wir spielten eine Partie Mensch ärgere dich nicht und aßen ein Stück Kuchen. Dann sagte ich, ich müsse nach Hause. Den Rasen mähen.

\*\*\*

## ***Die Zigarrenkiste***

Henry war 12, als sein Vater starb. Er war sehr traurig, und zum Trost durfte er Papas Kiste auf dem Dachboden öffnen. Als sein Erbe, wie die Mutter sagte. In jenem Umzugskarton hatte Henrys Vater einige Spielsachen aus seiner eigenen Jugend verstaut. Neben dem Fußball und dem sehr scharfen Taschenmesser interessierte den Jungen sofort die Zigarrenkiste. Dutzende loser Zettel fand er darin, abgerissen von einem Kneipenblock. Über die Vorderseiten waren senkrechte Linien gezogen, offenbar konkurrieren dort Mannschaften miteinander: „FC“ musste für den 1. FC Köln stehen, Henrys Heimatverein. FCB, S04 und MG erschlossen sich dann von selbst. Auf der Rückseite jedes Zettels hatte der Vater notiert, welcher Wettbewerb an jenem Tag an der Reihe gewesen war. Es dauerte eine Weile, bis sich Henry an die kindliche Schrift gewöhnt hatte. Auch der verblässende Strich des Bleistifts, den sein Vater benutzt hatte, bereitete ihm Schwierigkeiten. Bald jedoch las er flüssig: „Ball mit der Hand unterm Heizkörper gegen die Wand schlagen und er muss mindestens bis über die Teppichkante wieder zurücktitschen“, las er dort beispielsweise. Oder: „Luftballon gegen den Kleiderschrank schlagen muss mindestens oberhalb vom Schlüssel, Schrankkanten zählen auch.“ Offenbar verfügte Henrys Vater zudem einst über einen Miniatur Roulettetisch, mit dessen Hilfe er für jeden Verein die gefallen Zahlen summierte. Er schoss Gummistiefel mit Pfeil und Bogen um, maß die gefahrene Strecke federgespannter Modellautos und baute möglichst große Kartenhäuser. Tischtennisbälle mussten durch ein Loch in der Stuhllehne geworfen werden („ohne Kantenberührung Punkt extra“), Murmeln so nah wie möglich am Bordstein liegenbleiben, und die

Cellophanbespannung eines Glases wurde so lange mit einer Stricknadel durchstoßen, bis der darauf liegende Pfennig ins Glas fiel.

Henry blätterte durch die Zettel, schwer überrascht. Der Gedanke, dass sein Vater einmal ein kleiner Junge wie er gewesen war, hatte ihm bislang ferngelegen. Die Seiten des Schreibblocks waren vergilbt, der Bleistift nur noch ein Stummel, aber scharf angespitzt. Ein Radiergummi, dunkelrot und blau, ergänzte das Ensemble in der alten Zigarrenkiste. Ganz am Grund des Stapels fand Henry ein gefaltetes, etwas größeres Blatt. Es war der Medaillenspiegel über alle absolvierten Wettbewerbe, sortiert in Gold, Silber und Bronze. Mönchengladbach war Letzter, der FC führte haushoch. Henry grinste. So kannte er seinen Papa.

\*\*\*

## ***Die Schnapsfläschchensammlung***

In seinem ersten Jahr auf der Gesamtschule beschloss B., Schnapsfläschchen zu sammeln. Immer wieder hatte er im Supermarkt die bunte Vielfalt der kleinen Flaschen bewundert. Im Einkaufswagen, später an der Hand seiner Mutter stand er in der Schlange vor der Kasse, vor der Nase das schmale Regal mit griffbarem Wodka, Whisky oder Weizenkorn. Klassische Flachmänner, runde Formen, Exotisches. Nicht zuletzt gefiel ihm, dass diese Flaschen so klein und handlich waren. Da ließ sich doch mit arbeiten.

Fortan ging B. auf Beutezüge - am Büdchen, in Märkten, vor dem Schaufenster der Schnapsläden. Wenn er ein Objekt für seine Sammlung entdeckte hatte, kamen seine Eltern ins Spiel. Denn weil er noch zu jung war, mussten sie beim Erwerb dabei sein. Das hatte ganz nebenbei den Vorteil, dass sie ihm das ein oder andere Fläschchen spendierten. B. aß gerne Chips, die ungarischen von Funny Frisch. Zugunsten der neuen Leidenschaft gab er den Chipskonsum jedoch beinahe gänzlich auf.

Zuhause führte B. Buch. Die Schnapsfläschchen wurden nach Höhe, Breite, Durchmesser und Umfang vermessen. Säuberlich zog er senkrechte Linien in ein Schulheft und notierte seine Ergebnisse. Neben dem eigentlichen Namen bekamen auch die engere Bezeichnung (Birnenschnaps, Holunderlikör, Kirschwasser) sowie der Alkoholgehalt ihre eigenen Spalten. Gründlich vermessen wanderte die Flasche sodann ins Regal über dem Bett. Vorher hatten dort Bücher gestanden.

Dank der Weihnachtsgeschenke war B.s Ausstellung auf 35 Objekte gewachsen. Zwei davon waren breiter als fünf Zentimeter. Auf 15 der Labels waren Früchte abgebildet. Zusammen kamen die Getränke auf 1.070 Prozent Alkohol.

B. beschloss, eine neue Rubrik einzuführen: Eine Waage musste her.

Mit den 20 Euro Weihnachtsgeld seiner Oma machte sich B. auf ins Kaufhaus. Aber die Haushaltswaagen dort waren teuer und erschienen ihm zu unromantisch für sein Vorhaben. Zwar kannte B. das Wort „archaisch“ nicht. Aber genau das war es, was er mit seinen Schnapsfläschchen feierte: das Archaische, das diese Formen und Aufkleber vorgaukelten. Der hochglanzlackierte Kunststoff der Kaufhauswaagen wollte dazu nicht passen.

Fündig wurde er schließlich in einem Ein-Euro-Shop. Seine Waage stand auf einem ornamentierten Holzständer, und die beiden hölzernen Schalen hingen an schwarzen Metallketten. Eine Sammlung kleiner Gewichte hatte er von seiner Mutter bekommen, nun konnte es also losgehen mit dem Auswiegen der Schnapsfläschchensammlung.

Zurück in seinem Zimmer, musste B. jedoch feststellen, dass seine Flaschen nicht in der sehr flachen Halbschale liegenblieben. Unter dem Gewicht der Flaschen neigten die Schalen zum Kippen, wenn nicht der Schnaps bereits vorher zu einer Seite heruntergerutscht war. B. sann kurz nach, dann ging er in den Keller, in die Werkstatt seines Vaters. Er griff sich einen dünnen Handbohrer, um ein erstes Loch in den Boden der Schale zu drillen. Zuvor hatte er sie aus den drei Ösen der Kette gelöst, die er dafür vorsichtig hatte umbiegen müssen. Ich werde diese Schale aushöhlen, bis nur noch der Rand stehenbleibt, und dann darunter einen kleinen Sack befestigen – tackern zum Beispiel. In diesen Sack kann ich dann meine Flaschen stecken. Nach einem guten Dutzend Löcher fühlte sich B. auf dem richtigen Weg. Noch einmal drehte er den Bohrer heraus und legte ihn dann zurück zu den anderen. Den Steg zwischen zwei beinahe miteinander verbundenen Löchern durchschlug er mit einem scharfen Beitel. Dann setzte er die Laubsäge in den so entstandenen Schlitz und begann, die Schale nahe dem Rand auszusägen.

Das Holz war hart, spröde, knochentrocken. B. schwitzte und ackerte. Nach kaum einem Zentimeter Fortschritt stieß er auf einen Asteinschluss. Das Holz war hier noch dichter, unregelmäßig wuchsen die Zellen des Hauptstammes um den toten Ast. B. hörte das Knacken, aber er sägte weiter. Und dann war seine Schale auch schon entzwei.

B. weinte, vor Wut, aber auch vor Scham. Auf dem mit Farbklecksen übersäten Stuhl seines Vaters kam er ins Grübeln. War ihm so etwas je passiert? War er je derart desolat gescheitert? Wer war hier der Böse? B. erwog, die beiden Hälften weiterzubearbeiten und am Ende zu verleimen. Aber wenn er ehrlich war gegen sich, wusste er, dass es da nichts mehr zu retten gab. Diese Schale würde nie und nimmer Schnapsfläschchen aufnehmen, das Spiel war verloren. Er packte die Waage in einen Bogen alten Zeitungspapiers und warf sie heimlich in den Mülleimer hinter dem Haus. Inständig hoffte er, seine Mutter würde ihn nicht auf das verschwundene Teil ansprechen. Erwachsene waren doch häufig so: Was unsereinem lebenswichtig ist, gilt ihnen als Klacks. Dann ging er zurück in sein Zimmer im ersten Stock.

B. bückte sich zum Boden des Kleiderschranks. Ein Karl May-Band nach dem nächsten fand den Weg zurück ans Licht. B. verringerte den Abstand der Schnapsfläschchen zueinander von fünf auf einen Zentimeter. Nun war wieder Platz für Old Shatterhand und Winnetou.

\*\*\*

## ***Eingeschlafen***

Die beiden Jungs sitzen auf der Lehne einer Parkbank, die zum Weiher hin ausgerichtet ist. Deshalb sehen sie mich nicht, der ich hinter ihrem Rücken auf dem Weg stehe und in meiner Jacke nach Streichhölzern krame. Ihre Schultaschen haben sie vor sich auf die sanft abfallende Böschung geworfen, zwei Enten stolzieren neugierig um sie herum.

„Und wenn du dir das nächste Mal einen hobelst,“ sagt der von mir aus rechte Junge gerade, „dann setzt du dich vorher so lange auf deine Hand, bis die eingeschlafen ist.“

„Okay, mach ich. Aber wieso?“ fragt sein Kumpel.

„Weil man dann echt denkt, es wär jemand anders!“

\*\*\*

## ***Kieselkronen***

Der König hatte den Kindern befohlen, ihre Eltern fortzuschicken.

An einen fernen, finsternen Ort sollten sie sich begeben, wo man sie weder hörte noch sah. Und danach, so der König, habe er den Kindern etwas Wichtiges mitzuteilen.

Die Kinder kehrten verwirrt heim, folgten aber dem Befehl. Auch Antons Freunde schickten ihre Erzeuger zum Teufel, manch einer freute sich diebisch darüber. Anton jedoch litt. Er rang mit sich, brachte es nicht übers Herz, Vater und Mutter fortzuschicken. Stattdessen versteckte er sie in der Räucherammer.

Nach einer Woche ließ der König die Jugend erneut zusammentrommeln. „So, ihr Untertanen“, hob er an, „jeder von euch wird mir nun eine Krone aus Flusskieseln basteln. Und wem dies nicht gelingt, den schicke ich seinen Eltern hinterher an jenen schrecklichen Ort des Vergessens.“

Wie die anderen, so schlurfte auch der kleine Anton verzweifelt nach Hause. Als er jedoch seinen schon halb geräucherten Eltern das Problem schilderte, gaben ihm diese einen Rat: „Geh den König um eine Audienz an und bitte ihn um ein Muster der Kieselkrone.“

Der Sohn tat, wie ihm geheißen. Als der Herrscher seinen Wunsch vernahm, lächelte er.

„Hast du deine Eltern irgendwo versteckt? Sag mir die Wahrheit!“

„Ja“, antwortete Anton niedergeschlagen. „Ich habe sie in der Räucherammer versteckt.“

„Das ist gut“, erwiderte der König. „Meine Befehle sind aufgehoben. Erzähl deinen Freunden, dass sie ihre Eltern zurückholen mögen. Für heute habe ich nichts mehr zu sagen.“

\*\*\*

## ***Nach London***

„Ich hab mir das jetzt hundert Mal überlegt“, sagte Jonas.

„Dann muss man´s auch irgendwann tun“, meinte Tim.

Die beiden saßen in Jonas´ Zimmer in Zollstock, versunken in mit Styroporpellets gefüllte Sitzsäcken. Auf dem Computerschirm lief ein animiertes Fußballspiel, tonlos. Tim warf dem Freund einen neuen Kaugummi zu.

„Wenn du willst,nehm ich irgendwas als Trommel mit.“

„Nett. Aber reicht, wenn du dabei bist, Alter.“

Die Sommerferien zogen sich, seit Jonas aus dem Urlaub bei seiner Großmutter zurück war. Er fuhr gern zu ihr in den Schwarzwald, aber die Vorfreude verpuffte immer recht schnell. Es war einfach zu still in diesem Haus. Selbst Omas Essen, mit dem seine Eltern ihm den Besuch stets schmackhaft zu machen versuchten, hing ihm bald zum Hals heraus. Am allerunglücklichsten jedoch machte ihn, dass sein zwölfter Geburtstag in diesen Urlaub gefallen war. Denn auf eine Party zuhause hätte er auch Johanna einladen können.

„Und wenn ich ihr eine Nachricht schreibe. Ob sie nachher mit uns in die Stadt fährt auf ein Eis oder was.“

„Das ist nicht dasselbe. Manchmal muss man eben ne Nummer größer denken.“

Als Jonas vom Pinkeln wiederkam, bemerkte er die stickige Luft im Zimmer. Fast wie in der Jungsumkleide der Schulturnhalle, dachte er, zum Glück ist Mama nicht da. Dann ging er wieder seinen Plan durch.

Johanna hatte langes blondes Haar, glatt und getrennt durch einen Mittelscheitel. Ihr Gang war athletisch, überhaupt nicht mädchenhaft. Im Schulsport sprang sie höher und lief sie schneller als die meisten Jungs. Ihre Finger waren wohl nicht sonderlich lang oder schlank. Aber dafür

versteckte sie sie auch nicht unter Ringen oder albernem Nagellack. Wenn man ihr nahekam, roch sie nach nichts anderem als Johanna. Und ihre Augen, so empfand das Jonas, waren die eines Huskys.

„Woher weißt du eigentlich, dass sie allein zuhause ist?“ fragte Tim.

„Denk doch mal nach, Alter. Mittagszeit, mitten in der Woche. Wo sind Erwachsene da? Ist hier in der Wohnung etwa irgend jemand außer uns?“

Tim zog eine Grimasse, wie er das immer tat, wenn er sich bei einer Dummheit ertappt fühlte. Jonas liebte seinen Kumpel dafür, dass er sein Herz auf der Zunge trug. In der ganzen Klasse, in der gesamten Stufe war niemand lustiger als Tim. Und außerdem führten seine Eltern ein Restaurant in der Nähe der Schule, wo man die Freistunden bei einem Teller Nudeln verbringen konnte und dabei wie die Erwachsenen am eingedeckten Tisch saß. Johanna einmal ganz beiläufig hierhin einzuladen, war ein Fernziel.

Seine Klassenkameradin wohnte in einer Genossenschaftssiedlung mit vierstöckigen Mietskasernen. Die rauverputzten Häuser stammten aus den 1950ern und waren vor einigen Jahren renoviert worden. Statt Bakelitgrau trugen sie nun einen bunten Anstrich, und zum Garten hin hatte man Balkone angesetzt. Die Sonne trennte die schmale Straße genau in der Mitte, als Jonas und Tim dort anlangten. Gegenüber Johannas Wohnung führte ein Stichweg zu den nächsten Häuserreihen. An seiner Mündung stand eine große Reklametafel, hinter der die Jungen, geschützt von Sträuchern und einer rückwärtigen Backsteinmauer, ihren Ausguck einrichteten.

„Hängst du hier öfters rum?“

„Ganz schön oft sogar. Aber erzähl's keinem weiter, sonst bring ich dich um.“

Jonas spuckte den Kaugummi ins Gebüsch und legte das Gepäck ab. Irgendwo hinter ihnen, weit oben, ging ein Fenster auf. Jemand goss seine Blumen, nach dem Strahl zu

urteilen mit einem Schlauch. Und er schien dabei überlaut mit einem Haustier oder Baby zu reden.

„Ja, meine Kleine, du kriegst auch gleich ...“

Die beiden Freunde sahen sich an, zugleich hoch konzentriert und mit einem leichten Grinsen. Hinter ihnen, jenseits der Mauer, tropfte Wasser aufs Trottoir.

„Siehst du das Treppenhaus, die Glasbausteine? Rechts davon im ersten Stock, das einzelne Fenster: Das muss ihres sein, dahinter seh ich sie immer.“

„Was findest du eigentlich an der?“

„Sag nicht, du hast schonmal eine Schönere gesehen.“

„Also mir gefällt die Denise aus der B viel besser“, meinte Tim, seitlich an Jonas vorbeiblickend.

„Die lacht über jeden Mist. Du sagst Spiegelei und die geiert. Voll das Mädchen.“

„Ja, vielleicht. Aber ist schön, wie die lacht. Die kriegt dann kleine Löcher in den Backen.“

„Meinetwegen können wir danach zu Denise gehen. Dann bist du dran.“

„Nie im Leben, Jonas. Ich würde sterben.“

Jonas fuhr sich durch das struppig-kurze Haar. Früher, noch mit zehn, hatte er es lang getragen, wie sein Vater. Aber damit war Schluss, seit er auf die Europaschule gewechselt war. Auch bei der Fortuna trug niemand mehr so eine weibische Matte.

Die Sonne war über die Reklamewand geklettert. Jonas spürte sie auf seiner Kopfhaut und kniff, vom Licht benommen, die Augen zusammen. Warum kam ihm ausgerechnet jetzt in den Sinn, dass er eine kurze Hose trug? Und warum bemerkte er plötzlich den dünnen Schweißfilm auf Tims Oberlippe?

Der Freund trat von einem Bein aufs andere und sah sich misstrauisch um. Als planten sie ein Verbrechen, einen Einbruch womöglich. Und, ja, genau so fühlte es sich auch an für Jonas. Aber es gab kein Zurück. Er löste die Gitarre aus dem Futteral, legte sich den Gurt um den Nacken und

befestigte ihn am Bauch des Instruments. Mit vorsichtigen Anschlägen, als fürchte er, jemanden zu wecken, prüfte er die Saiten. Das tiefe E brummte ihn missgestimmt an. Zu hoch oder zu tief, Jonas hörte es nicht. Und er wusste, er würde es unter diesen Umständen auch nicht mehr hinbekommen.

Ein letzter Blick in Tims halb geschlossene Augen, und die beiden marschierten los. Unter Johannas Fenster angekommen, sang Jonas sein Lied. Das Lied, das er im Schwarzwald für sie komponiert hatte. Das Lied, mit dessen Entstehung auch die Idee gewachsen war, es unter ihrem Fenster vorzutragen, eine Idee, die bald so deutlich vor ihm stand wie ein Kartenhaus, das man angefangen hatte und unter allen Umständen weiterbauen musste. Egal, ob es auf dem letzten Meter zusammenbräche oder triumphal vollendet würde.

Mit dem ersten Ton war sein Lampenfieber verschwunden. Ein Kribbeln ergriff seine Füße, jagte wie ein Wirbelwind durch den Körper nach oben und ergriff schließlich von Jonas ' Kopf Besitz. Eine weiße Wolke namens Rock'n'Roll fuhr zur Erde, nahm ihn auf und katapultierte ihn in die Lüfte. So ähnlich war es ihm schon manches mal ergangen mit der Musik. Aber noch nie war er dermaßen hoch geflogen.

Dass da jemand am offenen Fenster stand, bemerkte er erst nach dem letzten Refrain.

„Das hast du wirklich schön gemacht, Junge. Aber lass jetzt mal gut sein. Johanna ist beim Turnen. Und ganz im übrigen geht ihr Zimmer zum Garten raus.“

Die Sonne verfinsterte sich. Der Bürgersteig schrumpfte, war fort, Jonas stand direkt vor Johannas Vater und blickte paralysiert zu ihm auf.

Die Brille übers Haar geschoben, fuhr er fort:

„Wir fahren nachher nochmal weg bis Sonntag. Vielleicht kannst du dein Ständchen ja nächste Woche bringen. Dann seht ihr euch doch sowieso in der Schule.“

Die Sache war brutal schief gelaufen. Als Jonas sich umdrehte, sah er Tim, wie der hinter der Reklametafel verschwand. Das tiefe E schwang nach wie die Begleitmusik eines Gruselfilms. Jonas war unerträglich heiß.

„Wir hauen ab“, sagte er, kaum bei Tim angekommen.

„Wie meinst du das?“

„Wir hauen hier ab, aus Köln meine ich. Wir verpissen uns nach London.“

„Ich komme mit, wenn du mich brauchst, ich mein, aber ...“

„ ... und werden Straßenmusiker oder was weiß ich, ich sammel auch Pfandflaschen.“

Auf dem Rückweg trug er die Gitarrentasche nicht mehr auf dem Rücken, sondern in der Hand. In seinem Zimmer raffte er ein paar Sachen zusammen und bildete zwei Haufen. Einen stopfte er in den kleinen Rucksack, den er auf dem Dachboden gefunden hatte. „Du meinst, das reicht für London?“, fragte Tim. Seine diffuse Verwirrung hatte sich der Realität geöffnet, die konkrete Zweifel gebar. „Braucht man nicht vielleicht auch ein Taschenmesser? Ein Feuerzeug? Ohne eine Trinkflasche können wir auf keinen Fall los, wir brauchen unbedingt was zu trinken, Jonas. Man stirbt schneller vom Durst als vom Hunger.“

Das Zimmer sah Jonas nun, kurz vor dem Verlassen, aufgeräumter denn je aus. Selbst der von Büchern, Heften und Krimskrams überwucherte Schreibtisch hatte etwas von einem blanken Altar.

„Willst du nicht, ich meine“, setzte Tim an und deutete mit dem Kinn auf den von der Schreibtischlampe baumelnden Kuli.

„Meiner Mutter einen Abschiedsbrief schreiben?“

„Ich dachte ja nur.“

„Bist du verrückt? Je später sie davon erfährt, desto besser. Dann sind wir vielleicht schon in ... Hamburg.“

Das Wort, der Namen der großen Stadt, jagte ihm einen Schauer über den Rücken. Seine Zehen wurden eisig, und er

verspürte den Drang, aufs Klo zu gehen.

„Wenn wir weit genug weg sind, texte ich meiner Mutter eine Nachricht.“

„Die Handys!“ rief Tim.

„Was ist damit?“

„Wir müssen die Ortung ausstellen.“

Die Sonne strahlte violetter als sonst, als sie wieder aus dem Haus traten. Im Gebüsch hinter dem *Express*-Kasten raschelte ein Tier. Ein orangefarbener Porsche jagte gen Südfriedhof, bremste dann scharf vor dem Steinmetzladen. Es war dasselbe Modell, das sein Vater manchmal auf seiner alten Carrerabahn kreisen ließ. Er wollte Tim davon erzählen, sparte es sich dann am lieber. Stattdessen stopfte er ihm das herausgelappte Waschschild seiner Jeansjacke zurück in den Kragen.

Sie beschlossen, den 131er Richtung Sülz zu nehmen.

„Meine Mutter arbeitet in dem Friseursalon direkt an der Haltestelle“, sagte Tim. „An dem kleinen Tisch vorm Laden raucht sie immer mit ihren Kolleginnen.“

„Dann gehen wir eine Haltestelle weiter. Zur Kaserne.“

Um den Friseursalon zu umgehen, nahmen sie den Umweg durch den Grüngürtel. Über die kleine Fußgängerbrücke erreichten sie den Militärring. Jetzt, gegen 2, tröpfelte der Verkehr recht träge in beide Richtungen. Parallel zur Straße verlief der schmale Waldweg bis zur Brühler. Ihre Rucksäcke schienen hier hinzupassen, aber Jonas fühlte sich unwohl mit dem Ding auf seinem Rücken. Was, wenn sie hier einem Bekannten begegneten, womöglich der Eltern? Ein paar hundert Meter von zuhaus läuft man nicht schwer bepackt herum. Es sei denn, man führt etwas im Schilde. Aufs Neue flüsterte eine Stimme Jonas ein, es sei noch Zeit genug, um umzukehren. Aber da war auch jener andere Sender namens Große Freiheit, der ihn weiter vorwärtstrieb. Je weiter wir uns von Köln entfernen, desto weniger fallen wir auf, sagte er sich. Vorerst jedoch näherte sich da dieser Jogger, der ihm schon

von fern bekannt vorkam. Das Grundstück von Herrn Kreissler grenzte mit einer Ecke an die Wiese von Jonas' Mietshaus. Da, wo noch die alte Teppichstange stand.

„Der hat mir mal fünf Euro geschenkt“, sagte Jonas, gedankenlos vor Schreck. „Weil ich beim Straßenfest gekellnert hab.“

Der alte Mann japste schwer.

„Der kippt gleich in den Graben“, sagte Tim.

„Hoffentlich, bevor er uns erkannt hat, Mann.“

Jonas zog seinen Freund am Ärmel und wich nach rechts aus, auf den zerwühlten Reitweg. Immer näher kam der Nachbar, aber er beachtete die beiden Jungen gar nicht. Auf gleicher Höhe ange langt, blickte er keuchend auf seine Armbanduhr. Was er sah, schien ihn nicht zu befriedigen. Also legte er noch einen Zahn zu.

An der Bushaltestelle warteten ein paar Angestellte des Kreiswehrrersatzamtes. Keines der Gesichter kam Jonas bekannt vor. Wie tausendäugige Darth Vaders standen die Riegel der Adenauerkaserne ihnen gegenüber. Der weite Parkplatz war dicht besetzt. Die Soldaten zickzackten zu ihren Wagen wie in einem Irrgarten. Abschiedsgrüße und raues Gelächter schallte zu den Jungen herüber. Jonas bemerkte, dass Tim angestrengt zu Boden starrte. In Zeitlupe, einem Roboter ähnlich, durchsuchte er seine Taschen.

„Ich habe mein Schülerticket vergessen“, sagte er dann.

„Scheiß drauf“, sagte Jonas, „in London gilt das sowieso nicht.“

Wie sie in Mülheim gelandet waren, weiter nördlich zwar, aber noch immer in Köln, konnten sich die beiden nie erklären. Dichter Nieselregen erwartete sie nach dem Ausstieg aus der Straßenbahn. Sie überquerten den Wiener Platz und gelangten zur Mündung der Frankfurter. Die Riemen des Rucksack schnitten inzwischen in Jonas' Schultern, als habe er Steine geladen. Vor einem Supermarkt saß ein Bettler, den Hut neben den seltsam

gerade ausgestreckten Beinen. Eine kleine Frau mit Einkaufstaschen rempelte Jonas an und stampfte weiter, ohne sich umzudrehen. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite lärmte eine Gruppe Jugendlicher, große Jungs mit großen Gesten.

Es gibt hier einen richtigen Bahnhof, hatte Jonas seinem Freund erklärt. Mit richtigen Zügen, nach Hamburg und nach London. Dass er das nur vom Hörensagen wusste und dass er keine Ahnung hatte, wo dieser Bahnhof lag, verschwieg er.

Die fremde, dicht bevölkerte Einkaufsstraße saugte ihnen den Mut aus den Knochen wie ein Dementor. Längst waren sie vom anfänglichen Marschrhythmus in einen langsamen, beinahe tastenden Gang gewechselt. Von der nahen Brauerei her wehte ein derbsüßer Maischewind über den Asphalt. Nach dem Einatmen schien er sich hinter der Stirn festzusetzen und schwindlig zu machen. Jonas und Tim durchquerten einen langen Tunnel. Als sie wieder ins Licht eintauchten, schien die Stadt an ihr Ende gelangt. Unkrautüberwachsene Brachen, ein einsames Büdchen und heruntergekommene Gewerbebaracken beherrschten das Panorama. Als Jonas endlich anhielt, schossen ihm Tränen in die Augen.

„Wir haben uns verlaufen“, sagte er.

„Ich weiß“, antwortete Tim. „Lass uns nach Hause gehen.“

Es war Abend, als Jonas noch einmal vor die Tür ging. Trotz erneuter Irrungen waren sie noch deutlich vor ihren Eltern in Zollstock eingetroffen. Niemand hatte von ihrem Ausflug Wind bekommen. Jonas setzte sich auf sein Fahrrad und fuhr zur Reklametafel. Johanna saß auf ihrem Platz am Esstisch, und als sie ihn sah, stellte sie sich kurz ans Fenster.

War das jetzt eher ein Lächeln oder ein Grinsen?

Ziemlich egal.

\*\*\*

## **Drei Generationen**

Ein verbitterter Mann lebte mit seiner Frau, dem gemeinsamen Säugling und seinem Schwiegervater in einer erbärmlichen Hütte. Der alte Mann war fast taub, halb blind und zu nichts mehr nutze. Den ganzen Tag saß er neben dem Ofen oder rauchend draußen auf der Bank. Deshalb beschloss der Hausherr eines besonders tristen Tages, den Alten aus dem Haus zu jagen.

Seine Frau versuchte, ihn milde zu stimmen, doch vergeblich.

„Dann gib ihm wenigstens eine Decke mit“, flehte sie.

„Nein“, sagte der Mann, „ich gebe ihm nur die halbe Decke.“

Die Frau weinte und bettelte um ein wenig Mitleid, bis er schließlich einlenkte und dem Greis die ganze Decke reichen wollte. In diesem Moment jedoch vernahm man den Säugling aus seiner Wiege: „Nein! Gib ihm nicht die ganze, sondern nur die halbe Decke!“

„Warum das?“ fragte der verblüffte Vater.

„Weil“, antwortete der Kleine, „ich die andere Hälfte brauche, wenn ich eines Tages dich aus dem Haus jage.“

\*\*\*

## Konrads erste Beerdigung

Eigentlich hatte sich Konrad auf seine erste Beerdigung gefreut. Nun jedoch hängt er mit der Nase knapp über dem Knie des Pastors, während sein Ohrläppchen zwischen Hemmersbachs Daumen und Zeigefinger zerquetscht wird. Konrad schielt, mit Tränen in den Augen, schielt um die Ecke nach seinem Ohrläppchen und gewahrt dabei undeutlich den Gekreuzigten neben dem Fenster. Die Zugehfrau des Pastors entstaubt seine modellierten Wundmale, das Geflecht aus Haaren und Dornenkrone, den Faltenwurf des Lendenschurzes immer mit einem ganz feinen Pinsel.

„Ist dir eigentlich klar, was du da getan hast?“ schreit Hemmersbach. Er hat eine schneidende Stimme, die Konrad für einen Augenblick noch mehr wehtut als sein Klammergriff.

„Auch der Herrgott braucht Geld, du dummer ...“ Hemmersbach stockt und atmet pfeifend ein, bevor er fortfährt: „... dummer Stadtbengel.“

Konrad überlegt, ob er auf die Knie gehen soll, um so den Zug auf das Ohrläppchen zu mildern. Und er fragt sich, ob er denn wirklich einen Fehler begangen hat. Fragt sich, wie das wohl enden wird und wie dieser verkorkste, furchtbare, demütigende Tag seinen Anfang nahm.

Draußen sind es vier Grad plus, als Konrad am Morgen das Haus verlässt. Der Schneematsch ist so wässrig, dass er schmatzt. Auf der anderen Seite des Platzes kommt seine Klassenkameradin Simone aus dem Haus. Krolowski, so ein fieser, brutaler Name, Simone hat ganz schmale, weiße Finger und kann richtige Katzen und Pferde malen. Sie sieht ihn, winkt aber nicht, wahrscheinlich geht sie Brötchen holen. Ihre Eltern sind reicher als Konrads, sagt sein Vater.

Am Jacobsbrunnen pinkelt ein Übriggebliebener der letzten Nacht gegen den Sockel des Heldendenkmals. Der Urin fräst sich durch den Basalt und verläuft sich dann im Fugenlabyrinth des Kopfsteinpflasters. Als der Mann sich umdrehen will, gerät er ins Schwanken und droht umzufallen. Konrad spürt, wie er sich konzentriert, empfindet dieselbe Anspannung wie er, im Nacken, in den Schultern; beobachtet, wie er noch einmal ganz still steht und sich dann ruckartig umwendet. Vor dem Mylord, der Diskothek an der Südostecke des Hohen Marktes, stehen zwei türkische Putzfrauen mit ihren Eimern.

„Rabotta, Rabotta“, schreit der Mann und lacht heiser in sich hinein.

Er zieht sich die Hose zu, ein Zipfel seines weißen Hemdes wird eingeklemmt und hängt wie ein gekrümmter Finger nach draußen. Dann beugt er leicht den Oberkörper nach vorn, sein Becken schnell vor, zurück, und er nimmt Fahrt auf. Nach einigen schwer ausgreifenden Schritten findet der Mann seine Mitte und tippelt auf St. Evergislus zu.

Konrad folgt ihm, bis der Betrunkene abbiegt, zum Fluss hinunter. Über dem Eingang zur Messdienerumkleide liest er wie immer die in Stein gemeißelte Jahreszahl: 1895. Er bekreuzigt sich, nimmt die drei Stufen und betritt das düstere, muffige, furchteinflößende Räumchen, in dem sich die Messdiener umziehen.

„Der Florian wird nicht kommen“, sagt Pastor Hemmersbach, der im selben Moment vom Kircheninnern her eingetreten ist. „Der ist angeblich krank, du ministrierst heut allein.“

Jetzt, vor der Messe, trägt Hemmersbach noch diesen breitkrepfigen schwarzen Hut, mit dem er immer durch die Stadt spaziert. Er hat sehr kleine, sehr bewegliche Augen und eine schmale, rotgeäderte Nase. Um die strengen Lippen herum trägt er einen gestutzten grauen Bart. Beim Reden scheint sein scharfer Kehlkopf jeden Moment die darüberliegende Haut zu zerschneiden.